

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 1. Juli 1915

Französische Voraussage.

Im Jahre 1911 prophezeit.
Im Jahre 1911 erschien im Verlag der „Guerre Sociale“, der französischen sozialistischen Zeitschrift, eine Broschüre: „La guerre, qui vient“ („Der Krieg, der da kommt“) von François Delcaisse, dem Herausgeber der betreffenden Zeitschrift. Die Broschüre ist damals von der französischen Presse fast gar nicht beachtet worden, hat auch sonst nicht viel Aufmerksamkeit gefunden, sie wird aber heute wieder lebendig, denn was die damalige französische Presse über den „kommenden Krieg“ vorausgesehen hat, ist zum großen Teil im Sommer und Herbst des Jahres 1914 eingetreten. Darum dürfte eine Angabe des wesentlichen Inhalts der Schrift nicht uninteressant sein. Es heißt da:
Von einem möglichen wahrscheinlichen Kriege zu sprechen, scheint auf den ersten Blick eine Torheit. Man hat uns so lange eingeengt in friedfertige Träume! Und doch: Zwischen England und Deutschland bereitet sich (man beachte: geschrieben im Mai 1911) ein furchtbarer Krieg vor. Auf allen Punkten der Welt messen und bedrohen sich die beiden Gegner. Es bereitet sich ein Zusammenstoß vor, mit dem verglichen das entsetzliche Gemetzel des russisch-japanischen Krieges nur ein Kinderpiel gewesen sein wird.

England hatte einen doppelten Plan.

1. Deutschland durch ein System der Entente und von Bündnissen einzukreisen, so daß es mitten in Europa isoliert bleibe, ohne militärische oder finanzielle Hilfe in der Stunde der Gefahr zu finden. So sah man 1903 Eduard VII. sich Frankreich nähern und mit unseren Finanzleuten die Lande der Entente anknüpfen, während er ihnen Marokko überließ, wozu letzteres, nebenbei gesagt, ihm nicht gehörte. Bald nachher verlobte er sich mit dem russischen Zarenvermählten einiger Konventionen in Persien und im Balkan. Er versuchte, Italien aus dem Dreibunde zu entfernen, indem er ihm Albanien anbot. Er suchte bei den Ungarn die alte Abneigung gegen die Deutschen an. Mit seinem Gelde und mit seinen Rathschlägen war er den Jungtürken behilflich, um den zu sehr mit Wilhelm II. befreundeten Abdul Hamid zu stürzen, und bald sah man den Zeitpunkt kommen, wo Deutschland, ganz von feindlichen Mächten umgeben, allein seinen Feinden gegenüberüberleben würde.

2. Gleichzeitig unternahm man in England gewaltige Rüstungen. Die englischen Ingenieure erbaute die ersten Dreadnoughts. Dann wurden alle größeren Panzerschiffe, die bis dahin in allen Meeren stationiert gewesen waren, um das Reich, „zu dem die Sonne nicht untergeht“, zu füllen, zurückgerufen und in den Kriegshäfen des Mutterlandes konzentriert. Die maritime Basis wurde geändert. Früher war sie in Plymouth, Frankreich gegenüber, dem Feind von Jahrhunderten. Heute ist sie in Dover und in Rosyth (Schottland), um den Zugang in die Nordsee zu überwachen, im Norden und Süden, beides gegen Deutschland gerichtet.

Selbstverständlich sind angefaßt einer solchen Drohung die Deutschen nicht untätig geblieben. Dreißig Jahre lang hatten sie in dem Gedanken gelebt, daß nur Frankreich oder Rußland sie angreifen könne, und sie hatten sich darauf beschränkt, ihr Landherren zu verstärken. Wäplich gab der Kaiser den Alarmruf aus. 1898 spricht er das berühmte Wort aus: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“

Der Krieg wird ein Handelskrieg sein.
Deshalb wird man zurückgreifen zu dem alten Verfahren der Sperrerei und der Kontinentalperre.

Selbst nach der Ansicht der englischen Admiralität ist das Ziel des künftigen Krieges die Absperrung der deutschen Häfen, die Begrenzung der deutschen Handelsflotte, um die Versorgung der deutschen Fabriken und Ausfuhr der deutschen Waren zu verhindern. Es ist eine Art von Kontinentalperre, die wir wieder erleben werden, wie zur Zeit des großen Kampfes Napoleons I.

Es gibt zwei Häfen, welche in dem deutschen Wirtschaftsleben eine so wichtige Rolle spielen wie Bremen und Hamburg. Das ist Rotterdam und Antwerpen.

Antwerpen an dem breiten Scheldtstrom ist Essen viel näher als London. Ueber Antwerpen, über die

belgischen Eisenbahnen und Kanäle bezieht die rheinische Industrie zum großen Teile ihre Rohstoffe. Auf diesen Wegen führt sie in die ganze Welt den größten Teil ihrer Erzeugnisse aus. Auch ist Antwerpen ein großes Zwischenlager für die deutsche Industrie geworden. Wirtschaftlich gesprochen ist es eine deutsche Stadt. Indessen politisch ist es eine fremde Stadt. Es liegt in Belgien.

Belgien ist, wie man weiß, ein neutrales Land. Durch einen Vertrag haben sich die Nachbarstaaten verpflichtet, im Kriegsfall sein Territorium zu respektieren. Das ist für England eine erhebliche Schwäche, denn es ist für England unerlässlich, Antwerpen zu verschließen, es kann nicht nach Antwerpen eindringen, ohne die Verträge zu verletzen. Damit England über Deutschland triumphiert, muß Antwerpen verschlossen werden; damit Deutschland widerstehen könne, muß Antwerpen offen bleiben. Für beide ist es eine Lebensfrage.

Also: in der Umgebung von Antwerpen wird sich das Schicksal beider Meere entscheiden. In den belgischen Ebenen wird zwischen den beiden großen industriellen Nationen um die wirtschaftliche Herrschaft über die Alte Welt gestritten werden. Aber, wird man sagen, wenn England und Deutschland durchaus Krieg führen wollen, mögen sie es tun! Wir brauchen uns nicht hinzumischen; bleiben wir neutral! Das ist ein weiser Schluß! Unglücklicherweise nicht leicht auszuführen, denn England braucht unser Heer. Das ist das Geheimnis der chauvinistischen Aufregung, die die zu allen bereite Presse augenblicklich entfacht. Das ist nur der Anfang, ein Grund mehr, kaltblütig die Lage zu betrachten.

Wie ich dargelegt habe, wird England, um die deutsche Industrie anzuhungern, unbedingt Antwerpen zu Lande erobern müssen. Aber damit ändert sich die Art der Operationen. An Stelle der Seeblockade tritt der Landkrieg.

England muß Truppen in Belgien landen.

Diese Truppen müssen dem preussischen Heer den Weg verperren und es auf den Rhein oder auf die Maas zurückwerfen. Deshalb hat Lord Kitchener, der große englische General, den berühmten Ausspruch getan:

„Die Grenze des britischen Reiches in Europa ist nicht die Meerenge von Calais, es ist die Maaslinie.“

Ein eigentümlicher Anspruch, der zeigt, wie man die belgische Neutralität achten will.

Aber mit welchen Truppen wird England diese Grenzen besetzen? Darüber ist das Londoner Kabinett zerlegen. Bekanntlich gibt es in England keine allgemeine Wehrpflicht. Allein in Europa hat England es vermieden, seinen Untertanen die schwere Last einer „bevollmächtigten Nation“ aufzulegen. Aber trotz alledem müssen die Engländer Truppen haben, um Belgien zu besetzen und die Preußen auf die Maas zurückzuwerfen. Und da sie keine Truppen in ihrem Lande fanden, dachten sie an Frankreich. Sie haben sich gesagt: „Es fehlt uns an Soldaten, aber Frankreich hat welche. Dort jenseits der Meerenge von Calais steht eine zahlreiche, gut ausgebildete, gut ausgerüstete Armee, eine Armee, die inständig ist, den Deutschen gegenüber standzuhalten. Wenn man ihnen nur die großen Worte von nationaler Ehre, von überwiegender Interessen des Vaterlandes und der Zivilisation zuflüstert, werden sie losgehen. Versuchen wir, die französische Armee zu bekommen. Das wird nicht sehr schwer sein. Die französische Demokratie ist nur eine Dekoration. In Wirklichkeit wird jenes Volk beherrscht durch eine kleine Zahl von Finanzleuten und Großindustriellen, in deren Händen sich die Presse und die Politiker befinden. Verhandeln wir mit diesen Leuten. Versprechen wir ihnen einige gewichtige Kriegsanleihen, bei denen ihre Banken wichtige Kommissionsgelder erhalten werden; verpflichten wir uns, daß sie einige Eisenbahnverträge in der Türkei erhalten und einige bedeutende Unternehmungen in Syrien, in Aethiopien und Marokko. Und für einige Millionen werden sie uns das französische Heer verkaufen.“

Man macht sich in England keine Illusion über unsere militärische Leistungsfähigkeit; man vermutet wohl, daß wir in den belgischen Gefilden geschlagen und dort vielleicht ein zweites Waterloo finden werden. Aber wir werden Deutschland

gezwungen haben, gleichzeitig die Meisten eines doppelten Krieges auf der See und auf dem Lande zu bestehen. Wir werden es gewonnen haben, ein oder zwei Milliarden für sein Landheer auszugeben, statt damit seine Panzerschiffe zu reparieren oder zu ersetzen. Und wie Ludwig XIV. sagte, hängt der Sieg von dem letzten Silberstück ab. Der Kaiser, durch seine Anstrengungen auf dem Kontinent erschöpft, ohne Kapitalien, um seine Flotte wieder instand zu setzen, wird zur Kapitulation gezwungen werden. Das wird der Triumph Georgs V. sein. Wohl wird Frankreich höchstwahrscheinlich teilweise besetzt, beraubt und für eine ganze Generation mit einer ungeheuren Kriegsschuld belastet sein; aber England wird seinen Rivalen besiegt haben. Nachdem Deutschland besiegt und Frankreich geschwächt ist, wird es seine unbedingte Heberlegenheit auf der Welt wieder erobert und verliert haben. So sieht die Gefahr einer Kombination aus, welche die Entente Cordiale — etwas Vortreffliches — umzuwandeln will in ein militärisches Bündnis — etwas Gefährliches. Deutschland hat kein Interesse daran, mit uns Krieg zu führen. Haben wir unsererseits ein Interesse daran, uns mit keinem Gegner zu verbünden, um es anzugreifen?

Wenn erit in Frankreich der Gedanke einer „deutschen Gefahr“ geäußert wird, dann werden wir auf einem schönen Abend die englischen Panzerschiffe mit Wolddampf nach Blythingen fahren. Zur selben Stunde, oder fast zur selben Zeit werden die preussischen Regimenter in Schwellungen von Maschinen nach Antwerpen fahren. Sofort wird, wie üblich, die französische Regierung alle Depeschen, alle Briefe, welche die Bewegungen der kriegführenden Truppen melden könnten, anhalten. Dann wird eine offizielle Notiz der Presse mitgeteilt. Am nächsten Tag werden in allen Zeitungen in handbreiten Buchstaben die Worte erscheinen: Die belgische Neutralität ist verletzt. Die preussische Armee marschiert auf Lille.

Bei dieser furchtbaren, durch Millionen von Preßstimmen wiederholten Nachricht wird der Bauer, der kleine patriotische Bürger, schlechtunterrichtete Arbeiter sich zum Heer stellen. Ohne ihnen Zeit zur Ueberlegung zu lassen, wird man sie in Viehwagen nach den belgischen Gefilden führen. Die in ihrem Marsche auf Antwerpen behinderte deutsche Armee wird über sie herfallen.

Und so wird durch die Mitwirkung einer kleinen Gruppe von Finanzleuten und Diplomaten ein großes Volk in einen Krieg verwickelt werden, den es nicht gewollt hat.

Nicht alles, was über den „kommenden Krieg“ gesagt worden, ist Tatsache geworden. Der Kaiser ist nicht zur Kapitulation gezwungen, die englischen Panzerschiffe sind nicht nach Blythingen gefahren, Georg V. hat den Triumph, welcher ihm vorausgesehen, nicht errungen, Deutschland ist nicht besiegt worden. Aber die Vorbereitungen dieses Völkerrückmarsches sind damals, vor vier Jahren bereits, richtig angegeben worden. Auch was über die belgische Frage und besonders über den doppelten Plan Englands gegen Deutschland gesagt worden ist, das hat sich verwirklicht. Und Frankreich selbst beginnt sich in Bedrängnis der Gegenwart und der Sorge um die Zukunft die Erkenntnis abzurufen, daß es an England verkauft worden ist.

Feige englische Beschuldigungen.

Die Engländer haben bei ihrem Vorgehen gegen deutsche Unterseebootsgefangene die ganze Brutalität ihrer Krämerei entfüllt und zeigen nun den traurigen Mut, zu behaupten, daß auch deutsche Mannschaften findenden englischen Schiffen keine Hilfe gebracht hätten, trotzdem sie das zu instand gewesen wären. In der Zurückweisung dieser feigen Beschuldigungen wurde auf Briefe der Grafen Spee aus der Seeschlacht bei Coronel hingewiesen, die in folgendem veröffentlicht werden:

Die Dunkelheit brach herein, die Entfernung hatte ich zuerst verringert bis auf 4500 Meter, dann drehte ich so weit, daß sie langsam wieder zunahm. Es wurde weiter gefeuert nach den nur durch die Brände erkennbaren Schiffe und, als die Geschützführer nicht mehr zielen konnten, abgebrochen. Das Schießen des Gegners hatte aufgehört. Ich befahl den kleinen Kreuzern, die Verfolgung aufzunehmen; da der Gegner aber, wie es schien, nun die Brände gelöscht hatte, war nichts zu sehen,

und das Herumschauen um die gegnerische Linie, um sie in günstige Beleuchtung zu bekommen, führte nicht mehr zum Zusammentreffen. Der Artilleriekampf hatte 52 Minuten gedauert. Um etwa 8 Uhr 40 Min. auf dem Nordwestkurs beobachtete ich voraus auf sehr große Entfernung, geschätzt etwa 10 Seemeilen, Artilleriefeuer. Ich hielt darauf zu, um zu helfen, falls nötig. Es war die „Münberg“, die vorher nicht mehr den Anschlag hatte finden können, nun auf die stehende „Monmouth“ gestoßen war, die, wie sie meldete, mit harter Schlagseite nach Steuerbord vorgefahren wurde. „Münberg“ ging dicht heran, und gab ihr den Rest durch Geschützfeuer. „Monmouth“ kenterte und ging unter. Leichter verbot die schwere See die Rettungsarbeiten, neben dem Umstand, daß „Münberg“ glaubte, „Good Hope“ in der Nähe zu sehen, was wohl eine Täuschung war. Sie wird die großen Kreuzer auf große Entfernung im Mondlicht dafür angesehen haben. Ich weiß nicht, was aus „Good Hope“ geworden ist; Leutnant G., der Zeit zu Beobachtungen hatte, meinte, er habe erkannt, daß auch sie starke Schlagseite bekommen habe, und wenn ich mir das Bild in Erinnerung rufe, halte ich es wohl für möglich, glaube ich, es sei eine Folge der Schiffsbewegungen in der schweren See. Es ist möglich, daß auch sie untergegangen ist, kampfunfähig war sie wohl. „Glasgow“ war kaum zu sehen, sie soll auch einige Treffer bekommen haben, ist meines Gedächtnisses entkommen. So haben wir auf der ganzen Seite gesiegt, und ich danke Gott dafür. Wir sind in geradezu wunderbarer Weise geschützt worden, wir haben keinen Verlust zu beklagen. Einige leichte Verwundungen kamen aus „Gneisenau“ vor. Die kleinen Kreuzer wurden überhaupt nicht getroffen. Die Treffer, die „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ erzielten, haben so gut wie keinen Schaden angerichtet. Eine 15-Zentimeter-Granate fand sich in einem Hüllgatt der „Scharnhorst“ vor; sie hatte die Bordwand durchschlagen, dann allerdings Unfug und Zerstörung mit verursacht, war glücklicherweise nicht tief, und lag nun als Grah da. Ein Schornstein war getroffen, aber nicht so, daß er seinem Zweck nicht mehr dienen konnte. Ähnliche Kleinigkeiten passierten auf „Gneisenau“. Ich weiß nicht, welche vielleicht unglücklichen Umstände beim Gegner vorgefallen haben, die ihm jeden Erfolg genommen haben. Die Begeisterung unserer braven Leute ist ungeheuer, ihre Siegeszuversicht konnte ich oft beobachten. Besonders gefreut hat es mich, daß auch „Münberg“, die ohne Schuld von der Schlacht ferngeblieben, doch noch schließlich zum Erfolg beitragen konnte. Wenn „Good Hope“ entkommen ist, muß sie meines Erachtens wegen ihrer Beschädigungen einen hilenischen Hafen anlaufen; um das festzustellen, will ich morgen mit „Gneisenau“ und „Münberg“ Valparaiso anlaufen und sehen, ob „Good Hope“ nicht von den Chilenen ausgerüstet werden kann. Damit bin ich jetzt starkes Gegner los.

Graf Spee wußte demnach vom Untergang der „Good Hope“ am Tage nach der Seeschlacht noch nichts. Ueber das Eingreifen des Kreuzers „Münberg“ in den Kampf berichtet der Sohn des Admirals, Leutnant zur See Graf Otto v. Spee, am 3. November. Danach war der Kreuzer „Münberg“ nach dem Hofen von Coronel zu Beobachtungszwecken entsandt worden und kam für die eigentliche Schlacht zu spät zurück. Er sah nur aus der Ferne die „Explosion“ an Bord der „Good Hope“. In seinem Briefe heißt es:

Gegen 7 1/2 Uhr beobachteten wir die letzten Schiffe. Dann sahen wir nichts mehr. Etwa um 5 Uhr 5 Minuten schickte der Ausguck an Steuerbord eine Rauchwolke, auf die wir sofort zudachten. Zuerst schien sie näher zu kommen, dann aber lief das betreffende Fahrzeug offenbar sehr schnell vor uns weg; denn obwohl wir 21 Seemeilen machten, verschwand es schnell in der Dunkelheit. Schon während der Jagd hatten wir abermals an Steuerbord einen Kreuzer gesichtet, der ähnlich „Leipzig“ oder „Emden“ aussah und mit uns in etwa zwei Seemeilen Abstand auf parallelem Kurse lief, dann aber auf uns drehte. Als uns der Keel vor uns wogelte, drehten wir auf den zweiten und fanden die schwer beschädigte „Monmouth“ vor. Sie hatte etwa 10 Grad Schlagseite nach N. O. Auch schien mittschiffs große Dampfgefahr zu sein. Als wir näher kamen, legte er sich noch mehr über, so daß er die Geschütze auf der uns zugekehrten Seite nicht mehr brauchen konnte. Auf kurze Entfernung eröffneten wir das Feuer. Mir war es schrecklich, auf den armen Keel

schließen zu müssen, der sich nicht mehr wehren konnte. Aber die Flagge wehte noch und auch eine Feuerpause von mehreren Minuten, die wir machten, benutzte er nicht, um sie niederzuholen. So fuhr er noch einen Anlauf und brachten ihn durch Artilleriefeuer zum Kentern. Das Schiff versank mit wehenden Flaggen, und seinen Mann konnten wir retten, einmal wegen der hohen See, die das Aussehen eines Bootes unmöglich machte, dann aber auch, weil neue Rauchwolken gemeldet wurden, die, wie wir hofften, neue Feinde wären, und auf die wir zuhieten. Freilich und auf die wir zuhieten. Freilich waren es dann schließlich nur unsere Panzerkreuzer, die auch den stehenden Feind suchten. Wir bildeten eine Aufführungslinie, doch fanden wir leider keinen mehr. „Good Hope“ war vorn und achtern brennend aus Sicht gekommen und war auch derjenige gewesen, auf dem wir die Explosion beobachtet hatten; sie hatte mittschiffs festgeunden. „Glasgow“ hatte einige Treffer erhalten von „Leipzig“ und „Dresden“, war aber offenbar nur leicht beschädigt. Vielleicht war es der von uns zuerst gejagte Kreuzer.

Unsere Beschädigungen waren nominal; Verluste hatten wir überhaupt keine, weder Tote noch Verwundete. Die kleinen Kreuzer hatten überhaupt keine Treffer, die großen, glaube ich, drei; davon war einer vom Panzer auf der „Gneisenau“ abgeprallt, einer war, ohne Schaden anzurichten, ganz vorne durch das Vorderdeck gegangen, und einer hatte im achteren Batteriedeck zwei Verpackungskisten in Brand gesetzt. Ferner steckte bei „Scharnhorst“ in der Bordwand beim Bug ein Sprengstück.

Diesen Sieg haben wir über einen Anfangs durchaus nicht artilleristisch unterlegenen Gegner errufen. Das ist besonders schön, daß es die Männer waren, und nicht die materielle Uebermacht.

Die Mutter.

Skizze von Julia Wäcker-Hahn.

Es war ein wunderbarer Sommermorgen.

Die Sonne war eben aufgegangen und warf ihre ersten Strahlen auf Blumen und Blätter, auf denen noch in glühenden Tropfen der Tau lag. Am sahlblauen Himmel zogen rosensrote Wölkchen, und die Luft war erfüllt vom Duft der Rosen und Nelken.

Die verwitwete Frau Oberamtmann Wegener sah an dem geöffneten Fenster ihres Zimmers und blickte in den Garten hinaus. Sie sah aber nichts von der Pracht und Fülle der Blumen, die in allen Farben glühten; sie sah nicht den Tau, der wie schwimmende Diamanten auf Blatt und Blüte verstreut lag. Ihre Blide schienen ins Ungeheuer zu gehen, und unruhig fuhren die Hände über die schwarzseidene Schürze.

Fieberhafte Ruhe war in ihr, seit der Krieg erklärt worden war. Auch heute hatten Erregung und Erwartung sie aus dem Bett getrieben an ihren Lieblingsplatz. Hier sah sie seit Wochen vom frühen Morgen bis zum Abend, kaum, daß sie sich Zeit nahm, die Mahlgzeiten einzuhalten. Von ihrem Platz aus konnte sie die Gartentür übersehen; keine Minute wollte sie verlieren, wenn diese Tür sich öffnete, um ihren Sohn, an dem ihr Herz mit mütterlicher Fürsichtigkeit hing, durchzulassen. Er mußte kommen, heute... morgen... Er hatte es ihr fest versprochen, als er die Heimat verließ, daß er zurückkehren würde, wenn das Vaterland ihn brauche. Sie hatte sein Wort, und daran klammerte sich ihre Hoffnung... ihr Wunsch. Der Augenblick war gekommen, wo das Vaterland jeden Arm brauchte. Von allen Seiten war es vom Feinde bedrängt, und die Kunde davon war über's Meer geilt, zu ihm, der seit Jahren in San Francisco lebte, und der Ruf des Königs, der seine Unterthanen zur Fahne rief, mußte auch bis zu ihm gedrungen sein. Nichts die anderen reden, so viel sie wollten, daß er nicht kommen könne, daß er festgehalten worden wäre, sie wußte es besser; er kam, er mußte kommen, sie fühlte es. In Gedanken begleitete sie ihren großen Jungen, wie sie ihn noch immer nannte, auf der gefährvollen Reise. Die Gewißheit, daß er kommen würde, war in den letzten Tagen ein wenig gesunken, und ein Gefühl der Angst, der Verleumdung, vermischte mit fieberhafter Unruhe, hatte sich ihrer bemächtigt. Er hätte längst hier sein müssen... Wenn er ein anderer geworden wäre dort drüben; wenn er sein Wort, das er ihr und seinem Vater gegeben, vergessen... Wenn der Ruf des Königs keinen Widerhall in seinem Herzen erweckt

Sie sah ihn wieder vor sich, als er Abschied von ihr nahm. Er hatte kaum sein Jahr abgedient, da trieb es ihn in die Ferne, ein Jüngling noch, aber stolz und aufrecht, mit dem festen Willen, den Namen seiner Familie wieder zu Glanz und Reichtum zu bringen. Tief seufzte sie bei diesem Gedanken auf. Zwölf Jahre waren seitdem vergangen, zwölf lange Jahre, in denen sie sich in Sehnacht nach ihm verzehrt hatte und alt und grau geworden war. Und das Glück war für ihren Sohn auch drüben nicht gekommen; er war vom Glück vergessen worden, wie so viele andere. Alle Hoffnung hatte sie aufgegeben, ihn vor ihrem Tode noch einmal wiederzusehen; und dann war der Krieg ausgebrochen... und mit ihm die Möglichkeit, die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Wenn er nur käme. — Ihn noch einmal in ihre Arme schließen, bevor sie die weite Reise antrat, von der keine Rückkehr möglich ist, ihn segnen, bevor er in den Krieg zog, um die geliebte Scholle zu verteidigen, für das Vaterland zu kämpfen... und vielleicht... zu sterben...

Sie schredte aus ihren Gedanken auf; es war ihr, als hätte die Gartentür getnarrt. Aber sie mußte sich wohl geirrt haben, denn alles blieb still, kein Laut ließ sich vernehmen. Mühsam erhob sie sich aus ihrem Lehnstuhl und trat an den kleinen Eschschrank, auf dem das Bild ihres Sohnes stand. Sie blickte in ein ernstes, sonnverbranntes Antlitz, das ihr fremd vorkam. Und doch war es dieselbe hohe Stirn, dieselbe gerade, feine Nase. In den tiefen, sommerschönen Augen lag es wie Sonnenschein. Diese Augen waren dieselben; sie hatten sich nicht verändert. Aber zwölf Jahre sind eine lange Zeit. Dennoch würde sie ihn unter tausend anderen wiedererkennen...

Wie lange sie so gefanden hatte, sie wußte es nicht. Es war ihr mit einem Male, als höre sie seine Stimme, seine geliebte Stimme, deren Klang sie nie vergessen hatte. Erregt wuschte sie sich über die Stirn, wachte über träumte sie? Ihr Herz begann ungestüm zu klopfen, so daß sie wie körperlichen Schmerz dadurch empfand. Sie blickte ängstlich, wie suchend um sich, unfähig, sich zu rühren, sich an den Schrank stützend, um nicht umzufinken, die Augen voller Erwartung auf die Tür gerichtet. Aber nichts rührte sich, alles blieb still. — Die alte Dame schloß, wie ihr Herz aussetzte; mühsam ging sie wieder an ihren Platz und sank ermattet in ihren Lehnstuhl zurück...

Und die Tage vergingen. Nachrichten über die Siege der Deutschen kamen ins Haus, aber kein Lebenszeichen von ihrem Sohn...

Und dann kam ein Morgen, an dem sie wie gewöhnlich am Fenster saß, aber ruhiger, gefasster als sonst, ja fast heiter. Zur gewöhnlichen Stunde kam die Post; eilig durchsah sie die Adressen, nein, von ihrem Sohn war nichts darunter. Aber ein Brief fiel ihr auf, die Handschrift war ihr unbekannt. Umständlich septe sie die Briefe auf und öffnete den Umschlag. Sie las: „Verehrte, gnädige Frau! Ihr Sohn, der wie ein Held gekämpft und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde, beauftragt mich, Ihnen seine letzten Grüße zu senden. Er starb den Heldentod auf dem Felde der Ehre. Seine letzten Gedanken waren bei Ihnen, und die letzten Worte waren an Sie gerichtet: Nicht trauern, Mutter, nicht weinen! Es ist süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben!“

Er war also doch heimgekehrt. Zwölf Jahre des Kampfes und der Sorge im fremden Lande hatten nicht vermocht, das Gefühl der Treue und Vaterlandsliebe, dessen Keim sie schon in zartester Jugend in sein Herz gepflanzt, zu ersticken, und sie war Gott dankbar dafür!... Auch sie hatte ihr Liebling auf dem Altar der Vaterlandsliebe geopfert; es blieb ihr nichts mehr zu tun übrig. Und heiß begannen ihre Tränen zu fließen, und leise flüsterte sie: „Mein Sohn, mein heißgeliebter Sohn!“

Dann wurde es still im Zimmer, ganz still. Das greise Haupt neigte sich tiefer über das Blatt, das sie in der Hand hielt. Sie war ihrem Sohne gefolgt in das Land, aus dem es keine Rückkehr gibt....

— Aus Westfalen. Bauer zu seinem Ortsgeistlichen: „Zau, jou, dat mot id leggen: id segg ööner-ald „Du“ to, bloß to di nich, für Pastor!“

— Erwin'sung. Handeln soll er müssen mit Insektenpulver, und wenn er sich abends niederlegt, soll er's nicht finden.